

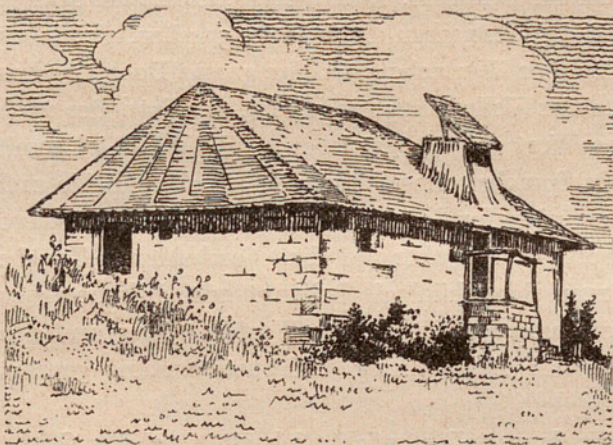
LEBEN UND SPRACHE

Man wird nicht erwarten, dass ich das Thema Leben und Sprache wie man zu sagen pflegt erschöpfend behandle. Dante sagte: *Opera naturale è ch'uom favella*, die Natur hat dem Menschen die Sprache gegeben, also leben heisst sprechen. Usener sagte: Der Wortschatz ist das grosse Buch, in dem die ganze geistige Geschichte des Volkes eingetragen ist, ein Satz, der noch wahr bleibt, wenn darin das Wort geistig gestrichen wird. Man darf somit behaupten: Ohne Leben keine Sprache, ohne Sprache kein Leben. Beide sind unzertrennlich mit einander verbunden, und das Thema meines Aufsatzes umfasst die Zeit und die Welt. Er soll aber nur dem bescheidenen Zwecke dienen, mit neueren Tendenzen der Philologie bekannt oder bekannter zu machen, die eine engere Verbindung zwischen der Wortforschung und den Realien anstrebt und für die die Bezeichnung Sachwortforschung geprägt worden ist.

Um diesen Zusammenhang darzustellen möchte ich ein spezielles Gebiet herausgreifen, und darin einen möglichst engen Kontakt zwischen den Wörtern und den Sachen, die sie benennen, herstellen. Meine Wahl fiel auf die Freiburger Sennhütte, aus drei Gründen: weil mir dafür die reichen Schätze des westschweizerischen Idiotikons (*Glossaire des patois de la Suisse romande*) zur Verfügung stehen, weil die Terminologie der Alpwirtschaft der französischen Schweiz besonders durch vier Arbeiten des Herrn Prof. Luchsinger in St. Gallen eine liebevoll auf den Gegenstand eingehende Untersuchung erfahren hat, und nicht zuletzt bestimmte mich die Erinnerung an eine kürzlich mit meinen Kindern unternommene sonnige Reise, wobei einige Stunden der

Besichtigung einer Sennhütte in der Nähe des Col de Jaman eingeräumt wurden, sodass das Material mir in frischem Gedächtnis steht.

Ich werde eine wichtige Seite unserer nationalen Industrie aufschlagen: die Käsebereitung. Das Buttern lasse ich dabei weg und trotz der auferlegten Beschränkung werde ich nur wenige der auf die berühmt gewordene Greyerzer Käsefabrikation bezüglichen Ausdrücke zu erklären suchen. Obschon auf der Alp biedere Einfachheit herrscht und es sich da um eine der primitiven Handtierungen des Menschen handelt, haben die intensive Beschäftigung mit dem Produkt und die Fortschritte der Technik ein ziemlich umfangreiches Vokabular erzeugt. Für die Geräte allein hat Herr Luchsinger zum Ausdruck von 30 Begriffen in den romanischen Alpendialekten der Schweiz 195 verschiedene Wörter gesammelt. Schon darin zeigt sich die Wirkung des Lebens auf den Wortschatz, dass ein numerisches Verhältnis besteht zwischen ihm



und den Dingen, mit denen der Mensch sich vorzugsweise beschäftigt. In einem anregenden Aufsatz hat Herr Prof. Tappolet die Ursachen des Wortreichtums bei den Haustiernamen der französischen Schweiz untersucht. (Archiv f. d. Studium. d. neueren Sprachen, Bd. CXXXI.) Hier einige Zahlen: Für das Mutterschwein besitzen

die patois romands 6 verschiedene Ausdrücke, für die Stute 9, für den Widder 12, für den Stier gar 13. Das ist nur in einem Lande möglich, wo Viehzucht getrieben wird. Von Morf beauftragt, in Graubünden Bezeichnungen des Schweines zu notieren, konnte Bundesrat Welti nicht genug seiner Verwunderung über die Reichhaltigkeit dieses Teiles des Wortschatzes Ausdruck geben. Hierbei äussert sich nicht allein die Häufigkeit des Tieres, sondern seine minutiöse Behandlung und Wertung, nach Alter, Rasse, Qualität und vor allem die Skala von Empfindungen, die es im Viehzüchter

auslöst. In den Montagnes neuchâteloises, dem schweizerischen Sibirien, gibt es für die Kälte und ihre Wirkung Wörter, die anderswo nicht vorkommen.

Die älteste, genaue Beschreibung des Käses bei uns stammt aus Zürich, 1705, und findet sich in den Naturgeschichten des Schweizerlandes von J. J. Scheuchzer. Ich will meinem Leser den gemüthlichen und altväterischen Text nicht vorenthalten. Auch das älteste Bild des Innern einer Sennhütte findet sich dort.

VON BEREITUNG DES KÄSES

Diese nährhafte, gesunde und ungesunde Speise bereitet man folgender Gestalt. Nachdem der Senn die Milch gemolken in die Melkteren, (welche den Namen scheint herzuholen von dem lateinischen Wort *Multrum*, oder *Multrale*) und aus vilen Melkteren ausgegossen in das Milchtäuslein, siehet er sie durch die Follen oder Milch Siehen (ein hölzernes, oben weites, unten enges, mit frischem Tannkreis verstopftes Instrument) in das grosse Wellkesse, Bandkesse, Käskesse, welches hanget an dem Thurner, einem hölzernen Schnabel, welcher sich mit leichter Mühe von dem Feuer hinweg, und über dasselbe bewegen lasset. Nachdem die reine Milch eine zeitlang ob dem Feuer gestanden, nimmet der Senn aus dem Luptäuslein einen Löffel voll Lupp, Käslupp, Käslap womit er dann bis 100 Mass Milch scheiden kann. Von diser dick gescheidenen Milch nimmet er mit einer durchlöcherten Zigerkellen den Abzug, ein schaumiges Wesen, hinweg, damit es den Schweinen diene zur Nahrung. Die übrige zum Käse machen dienliche, in ein dickes zusammenhaltendes Wesen zusammen geronnene Materi nennet man Bulderen, disere zerbricht der Senn mit der Käsbrechen, einem stachlichten Stecken, in kleinste Stücke. Wann dises geschehen, so scheidet sich die dicke Materi von einem wasserichten Wesen, und heisset jene Käse, dise aber Sirpen. Von dieser Sirpen nimmet der Senn mit dem Stielnapf, Hakennapf, Gon, etliche Mass hinweg, schüttet sie in ein anderes Geschirr, und fasset den Käse in die Mutten, welche abhaldig geleget wird auf das Muttenholz, damit die überflüssige wässerichte Feuchtigkeit den Ablauff habe. Indessen wird die Sirpen, weilen sie noch vil fette, nährhafte Teile in sich hat, widerum über ein stärker Feuer gesetzt, damit sich vorderst aufs neue scheide der Vorbruch, ein schaumichtes, oben auf schwimmendes sehr niedliches Wesen, welches der Senn mit dem Schweid-

napf wegnimmt, damit es ihm allein, oder mit andern Milchspeisen vermischt, zur Nahrung diene.

An diese sachliche Erörterung möchte ich nun ein Stück Wortgeschichte anschliessen. Die Frage heisst nun z. B. nicht einfach mehr: aus welchem Wort ist *chalet* (*tsalè*) entstanden? sondern: wie entspricht es dem Gegenstand, den es bezeichnet? Zunächst die Vorbemerkung: *chalet* ist ein gutes Schweizerwort, das erst durch Rousseau in die Litteratur eingeführt wurde: Es kommt mehrmals in der *Nouvelle Héloïse* vor; das erste Mal glaubt der schweizerische Autor es also erklären zu müssen: *Sortes de maison de bois où se font les fromages etc.* Zeitgenossen Rousseaus, die es nach ihm verwenden, definieren es gewöhnlich ebenfalls. Eigentlich hatte schon Savary das Wort in seinem *Dictionnaire de Commerce*, 1723, gebracht. Aber erst Rousseau machte es allgemein bekannt. *Chalet* ist zwar auch in Frankreich bodenständig, wo es gelegentlich als Ortsname erscheint. Auf den ersten Blick erkennt man darin eine Ableitung des lat. *casa*, etwa *casula* + *ittus*, also mit doppeltem Diminutivsuffix, das hier die ursprüngliche, primitive Konstruktion des Gebäudes illustrieren soll. Chateaubriand sagt irgendwo: *chantez le chalet, mais ne l'habitez pas*. Die Walliser Mundarten scheinen aber ein Veto gegen diese Etymologie einzulegen, denn dort bezeichnet *tsalè* ein Stück Weideplatz bei der Sennhütte oder mitsamt dieser, eine Bedeutung, die wir urkundlich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen können. Sollte am Ende ein anderer Ursprung zu vermuten sein? Das lat. *callis*, Pfad, gibt keine befriedigende bedeutungsgeschichtliche Grundlage. So bleibt die Annahme übrig, *chalet* sei im Wallis Import, mit ausgedehnterer Bedeutung. In Sätzen wie *monter au chalet* konnte man verstehen, nicht nur zur Sennhütte, sondern zur Alp emporsteigen. Nur die Weideplätze bei der Hütte heissen *tsalè*. Das ist bemerkenswert. Dieser Bedeutungserweiterung parallel erscheint in den Waadtländeralpen eine Bedeutungsverengerung, indem dort *tsalè* auch nur die Küche bezeichnen kann, wo gekäst wird. Ganz ebenso haben das Wort *otó* (*hospitale*) in den Kantonen Waadt und Freiburg oder *maison* im Wallis die Spezialbedeutung *Küche* angenommen. Warum? Weil der Ausgang gewöhnlich direkt in die Küche führt. Man braucht nur in Hunzikers Schweizerhaus zu blättern und die vielen Grundrisse anzuschauen, um sich davon zu überzeugen. Wer diese Realien nicht kennt, kann die Bedeutungsverschiebung nicht verstehen. Der Satz: *Tretet ins Haus ein*, könnte verstanden werden:

in die Küche ein, und diese Auffassung setzte sich dann fest. Eine Parallelerscheinung zur Bedeutungserweiterung von chalet zu Weideplatz im Wallis stellt das schweizerdeutsche *Staffel* dar, das aus lat. *stabulum* stammt und das schliesslich in Rigistaffel, etc. ebenfalls den Weideplatz bezeichnet. Was vollends die Ableitung des Wortes *chalet* von *casa* sichert, sind die synonymen Ausdrücke *capanna*, mundartl. *tsavana* des untern Wallis, also = Hütte, und auch die deutsche Bezeichnung *Sennhütte*, die alle für denselben Grundbegriff eine ähnliche Entsprechung bieten. Die rohe Bauart ist dabei das Ausschlaggebende gewesen. Zum Überfluss haben wir alte Belege mit deutlicher Aussprache, wie 1419-20: pro cabanna seu challet, 1525: casa seu challetus, 1218: villa qui dicitur Casaletum.

Wenn die Pariser heute unter *chalet* auch ein hölzernes Wohnhaus in Schweizerstil, mit Galerien, etc., verstehen, so ist dadurch das Wort in eine höhere Sphaere gelangt, der es ursprünglich nicht angehörte. Das Wort wurde dabei geädelt. Auch da hat bei der Entlehnung eine Verschiebung der Bedeutung stattgefunden, und zwar deswegen, weil in der Fremde das Sachliche nicht mehr als Korrektur wirkte. Ein echter Freiburger lässt es nicht gelten, wenn Franzosen sein Wohnhaus als chalet bezeichnen.

Warum heisst der Stall der Sennhütte *aryâ*? Weil die Kühe darin gemolken werden. Das Wort kommt vom Verb *aryâ*, melken, das Meyer-Lübke, von *adredare* ableitet, mit der Wurzel *ret*, die im Deutschen *bereiten* steckt. *Aryâ* würde also einem lat. **adredatorium* entsprechen. Warum sagt man aber nicht *stabulum*, Stall, für den betreffenden Raum? Weil die Kühe sich meist im Freien aufhalten und nur während der heissesten Tageszeit, bei Unwetter und eben zum Melken hineingetrieben werden. Man melkt oft genug noch im Freien. Es heisst ja auch im berühmten Kuhreigen: *Dèjo chti tsâno, yó voj âryo* = (Kommet alle) unter diese Eiche, wo ich euch melke. Ist das Wort *aryâ* alt? Die Bezeichnung *trintsâblyo* für den Raum wo gekäst wird, gibt uns dafür einen Fingerzeig. Sie stammt von *trintchi*, käsen, identisch mit französisch *trancher*, dessen Ursprung noch nicht klarsteht. Aber woher stammt das Suffix? Das ist nicht von ungefähr dazugeraten. Es kann sich nur als Nachahmung von *stabulum* $\searrow$ *ethrâblyo* erklären, das einst neben *aryâ* gebräuchlich war. Das Leben hat *ethrâblyo* und *trintsâblyo* zu unmittelbaren Nachbarn gemacht, das Leben erzeugte die Suffixübertragung.

Die Feuerstelle der Sennhütte heisst *mourè*, also *Mäuerchen*. Wie kam

man dazu, das Wort für die halbkreisrunde Umfassung des Herdes auf diesen selbst zu übertragen? Weil die Sennhütte ursprünglich aus Holz war, was diesem Mäuerchen ganz besondere Bedeutung zukommen liess. Sie war der Schutz gegen Feuersgefahr. Einen Herd bauen bedeutete vor allem ein Mäuerchen darum aufführen. Man erinnert sich dabei an den wichtigen Ausspruch des Grazer Indogermanisten Meringer: Ich finde bei jeder Bedeutungsveränderung etwas Historisches.

Der Käse trägt schon in der Sennhütte vier verschiedene Namen. Auch das ist in den Realien begründet. Erst in der Form verdient er *formaticum*, *frumádzo* genannt zu werden. Bevor er gepresst ist, heisst er *mota*, d. h. soviel als Klumpen. Im Moment, wo er aus dem Kessel gezogen wird und in die Presse kommt, nennt man ihn *pri*, was sicherlich mit lat. *pressum*, das Gepresste, identifiziert werden darf. Endlich sagt man auf der Alp *fre*, das heisst *Frucht*. Darin erblicke ich nicht eine rhetorische Figur, ein Bild, sondern *fructus* wird in diesem Fall Nutzung, Ertrag der Alpwirtschaft bedeuten und mit den Abgabenverhältnissen des Mittelalters zusammenhängen, die teilweise noch bestehen. Alle diese termini technici, deren ursprünglichen Wert das Alpleben noch greifbar macht, sind dann generalisiert worden, sodass auch ein fertiger Käs *pri* genannt wird und man im Wirtshaus im Tal ein Stück *mota* oder *fre* bestellen kann. Was das Alpleben in deutlicher Abgrenzung hervorgebracht hatte, wirft der Talmensch durcheinander.

Den Rahm nennt man *hlyá*, d. h. *Blume* oder *Blüte*, lat. *florem*. Diese Bezeichnung findet sich weit in den Alpen herum. Ich wage nicht, sie mit *fructus* in Beziehung zu setzen und den Rahm gewissermassen als die *Blüte* anzusehen, aus dem die *Frucht* gewonnen wird. Denn auch der fetteste Käs besteht nicht aus lauter Rahm. Hier ist wohl ein Bild vorhanden. Aber welches? Bedeutet *fleur* das Beste der Milch, wie in *fleur de farine*, oder das Oberste wie in *à fleur de terre*, oder ist es chemischen Verbindungen wie *fleurs de soufre*, *fleurs de vin* gleichzusetzen? Also das Rahmen als Ausscheidungsprozess betrachtet? Wie bei allen Metaphern, ist die Entscheidung schwer zu treffen. Die blossе Anschauung führt hier nicht zum Ziel. Interessant ist zu beobachten, welche Folgen diese Spezialisierung des Begriffs zeitigte. Für die *wirkliche* Blume sagt der Greyerzer selten mehr *hlyá*, weil sich mit diesem Wort nunmehr für ihn die Vorstellung *Rahm* verbindet, sondern *bouquet* (*botyè*), auch wenn nur *eine* Blume gemeint ist und nicht ein Strauss. Die Bedeutung

Rahm hat gewuchert und *fleur* in seinem ursprünglichen Bedeutungsgebiet so eingeengt, dass ein Ersatz notwendig wurde. Wer diesen Bedeutungsschub von *bouquet* zu *fleur* unabhängig von *fleur* zu *crème* erklären wollte, würde einen Fehler begehen. Er würde ausser Acht lassen, welche Rolle im sprachlichen Leben eines alpwirtschaftlichen Landes die Bedeutung *Rahm* spielen muss.

In ebensogrosser Verlegenheit, wie bei der Begründung der Metapher *fleur-crème* befinden wir uns gegenüber dem Ausdruck *oji*, d. h. *oiseau* für das Traggestell, auf dem der Käse befördert wird. Die Simmentaler besitzen das Gestell auch und nennen es *Vogel*. Es kann also kein Zweifel darüber bestehen, dass *oji* im Greyerzerland mit *oji* = *oiseau* identisch ist. Haben nun die Alemannen oder die Romanen das Bild erfunden? Hat die Form des Objekts sich nicht verändert? Diese ungelösten Fragen wären von Einfluss auf das Problem der Namengebung. Luchsinger meint, das Gestell heisse Vogel, weil der Käs über den Kopf des Trägers zu liegen kommt und gleichsam wie ein Vogel über seinem Haupte schwebt. Da die Italiener die Maurermulde *sparviere* (*Sperber*) nennen, muss die Untersuchung auf breiteren Boden abgestellt werden. Einstweilen scheint mir die Philologie im Gebiete der Metaphern zu wenig Übung zu haben, um zu sichern Schlüssen zu kommen. Die Metapher ist eine Übertragung des Realen ins Geistige, d. h. ins Subjective, daher unsere Unsicherheit.

Andere Bilder sind ohne weiteres klar. Der Hacken der Feuerkette, an dem der Kessel aufgehängt wird, heisst *la pòta*. *Fère la pòta* heisst *faire la moue*, das Maul hängen lassen. Die Krümmung des Hackens wird also mit der Krümmung der Lippen verglichen. Der Senn gibt mir diesen Namen mit Lachen an, das Bild wird also noch als solches gefühlt, ist noch lebendig, während *oji*-Traggestell längst von *oji*-Vogel dissoziiert ist, oder *hlyâ*-Rahm von *hlyâ*-Blume. Diese Wortpaare bilden heute Homonyma, obwohl sie denselben Ursprung haben.

Das Wort *armalyi*, Senn, das schon durch den Roman *Obermann* von Sénancour, 1804, Einzug in die französische Litteratur gehalten hat und jetzt durch den Titel der Oper Dorets bekannter geworden ist, kommt von *armalye*, dieses von *animalia*, in der Spezialbedeutung Rinder. Die Urbedeutung des Wortes *armalyi* wäre also die von Rinderhirt, die auch vielfach vorkommt. Heute bezeichnet es auch das Haupt der Sennerei, den Käser. Im Plural das ganze Alppersonal. *Djinyo*, der Name des Zusenns, stammt, wie schon Bridel

gesehen hat, vom lat. *junior*, und hat also von Anfang an einen Unterschied in den Kompetenzen und Ansprüchen festgelegt. Es herrscht überhaupt auf der Alp noch eine ausgesprochene, patriarchalische Hierarchie. Der *boubo*, der die niedern Arbeiten verrichtet, weist mit seinem deutschen Namen noch darauf hin, dass man gerne die strammen Sprösslinge der kinderreichen, im Lande angesiedelten deutschen Familien als Gehilfen anstellte.

Auf friedlichen Wettbewerb zwischen Germanen und Romanen lassen auch die Greyerzer Bezeichnungen des Aufrahmgefässes und des Traggefässes für Milch schliessen. *Dyètso* ist ein an die romanische Mundart angepasstes *gepse*, *mithra* stammt regelrecht aus *Melchtere*. Zur Geschichte und phonetischen Entwicklung alemannischer Lehnwörter in den Mundarten der Westschweiz benützt man jetzt am besten Tappolet's Etymologisches Wörterbuch, das als zweiter Teil seiner alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz erschien, 1916. Sonderbarerweise sind beide germanische Wörter lat. Ursprungs: *gabata* Schüssel und *multra* Melkkübel. Sie haben den Umweg über das Germanische gemacht, um in die Greyerzer- und andern westschweizerischen Mundarten zu gelangen. Warum? Die Romanen benutzten offenbar ursprünglich metallene Behälter und die Germanen brachten mit dem Namen den Gegenstand, d. h. eine Verbilligung der Technik. Die Gerätebezeichnungen sind Kulturwörter, sagt ganz richtig Luchsinger.

Wenn die aus Stroh geflochtene Kopfbedeckung des Sennen *kapa* heisst, so wird sie wohl das Erbe einer richtigen ledernen Kappe angetreten haben, und ebenfalls auf freundnachbarliche germano-romanische Beziehungen zurückgehen.

Ein viel ehrwürdigeres Alter darf der Name des Formreifes *rutse* beanspruchen, der auf das keltische Wort *rusca*, *Rinde* zurückgeht. Was besteht denn für ein Zusammenhang? Heute noch wird, wiewohl selten, wirkliche Rinde als Ziegerform benützt. Herr Luchsinger hat in Dongio im Bleniotal diese altertümliche Praxis noch für den Käse angetroffen. Bedeutet diese Entdeckung nun, dass die Kelten dieses Verfahren beim Käsen in unsern Alpen in Mode brachten? Die Römer formten den Käse anders, in einer Art Korb aus Flechtwerk, *fiscella* genannt. Das Wort existiert noch in unsern Mundarten und bezeichnet die Ziegerform, die zumeist aus Holz besteht. Es ist möglich, dass schon unsere keltischen Vorfahren sagten: wir wollen den Käse in die *Rinde* tun, um ihn zu formen. Da aber *rusca* bei uns die Rinde

im allgemeinen bezeichnet, besonders im Wallis, kann es sich auch um eine Praxis handeln, die eingeführt wurde, als längst nicht mehr keltisch gesprochen wurde. Sobald der Ursprung von *rutse*, Formreif, klar erkannt ist, macht der Name des Käsetisches *inretchâ* keine Schwierigkeit mehr. Er entspricht einem lat. **inruscatorium*, d. h. dem Apparat zum Rinden des Käses.

Endlich die Namen des Käsebrechers zeigen wiederum, wie eng sich die Terminologie an die Realität anschliesst. Der Käsebrecher ist ein Rührstock zum Zerteilen der geronnenen Käsemasse im Kessel. Daher nennt ihn der Greyerzer *défajjâ*, gewissermassen **disfacitorium*. Anderorts heisst er *débattoir*; *modon*, von *modâ*, einem zu supponierenden lat. **movitare*, bewegen; *frindjyâ*, das an lat. *frangere*, brechen, anzuschliessen ist. Je nach der Psychologie des Käasers ist die Operation als ein Zerteilen, Zerschlagen, Umrühren, Brechen betrachtet worden. In der Vielheit der Ausdrücke spiegelt sich einigermassen die Vielheit der Formen des Instrumentes wieder. Aber sie wird de facto durch die Verschiedenheit der psychologischen Auffassung erklärt. Schon die Scholastik sagte: Voces significant res mediantibus conceptionibus. Einen hübschen Namen des Käsebrechers habe ich früher in einer andern Sennhütte gefunden: *violon*. Das Instrument war mit Schnüren bespannt, die an die Saiten der Geige erinnerten.

Diese Paar Beispiele mögen gezeigt haben, wie die neuere Philologie ihre Aufgabe auffasst. Wörter sind Symbole für die Dinge der Welt. Zu lange hat man diese Symbole für sich allein betrachtet, fast losgelöst von der Wirklichkeit. Alle Wissenschaft bekommt leicht einen Zug ins Abstrakte. In der ersten Freude über die entdeckten Lautgesetze, ist das Interesse zu einseitig darauf gerichtet gewesen, eine möglichst exacte Übereinstimmung zwischen den Lauten des Etymons und des untersuchten Wortes herzustellen. Ich erinnere mich deutlich daran, dass, als ich studierte, die Antwort auf die Frage: woher kommt fr. *compter*? dass es vom lat. *computare* stamme, den Schüler völlig befriedigte. *Computare* = *compter*, das stimmt lautlich. Weiter dachte man nicht. *Putare* heisst denken, also zusammendenken, überschlagen. Damit war die Sache erledigt. Dass *putare* eigentlich *schneiden* bedeutet, störte nicht. Heute ist man mehr auf das Bedeutungsgeschichtliche eingestellt; man forscht, ob nicht einmal eine Methode des Rechnens auf schneiden beruhte. Und wenn man nun in den Alpen, wo soviel altes Kulturgut schlummert, die «Tesslen» trifft, wo der Senn mit Schnitten seines

Messers über den Milchertrag jeder Kuh Buch führt, fühlt man plötzlich einen ungeahnten Zusammenhang. Nun erst ist *compter* wirklich = *computare*. Die beiden Wörter sind jetzt lautlich und gedanklich gekettet, unauflösbar. Und damit hat die Philologie das blühende Leben wiedergefunden. Wie Antäus aus der Berührung mit der Erde seine Stärke zog, ist auch die Wortforschung viel sicherer, packender und aufschlussreicher geworden, seitdem man hinter den Wörtern sich bestrebt die Dinge zu sehen. Der Etymologe, der früher in einem spekulativen Winkel sass, tritt daraus hervor als Diener der Kulturgeschichte. Damit hört die Philologie auf, eine auf sich gestellte Spezialwissenschaft zu sein. Sie erforscht nun die Geschichte der Menschheit in ihrer sprachlichen Äusserung.

Die Methode, die Wörter nicht mehr vereinzelt, sondern in Begriffsgruppen zu studieren, ging bei den Romanisten, ich freue mich es sagen zu dürfen, von Zürich aus. Tappoletts schöne Arbeit über die romanischen Verwandtschaftsnamen gab den Anstoss zu einer besondern Disziplin unserer Studien, die man Onomasiologie nennt und durch die ein Lebensgebiet nach dem andern erforscht wird in bezug auf die schriftsprachliche und mundartliche Terminologie. Immer mehr werden solche Untersuchungen auf die direkte Anschauung der Gegenstände basiert. Frankreich hat an dieser Forschungsart noch wenig Anteil gehabt, doch sind in Italien diese Studien gegenwärtig im Aufblühen begriffen.

Vor Jahren stritten sich die hervorragendsten Vertreter der romanischen Wortforschung Deutschlands und Frankreichs, Schuchardt und Ant. Thomas, darüber, ob bei einer Etymologie dem Begrifflichen oder dem Lautlichen der Vorrang einzuräumen sei. Schuchardt trat lebhaft für das Begriffliche ein, Thomas verteidigte mit Eifer die Lautgesetze. Es war eine Freude, diesem mit scharfem Geiste und vollendeter Courtoisie geführten Kampfe zuzusehen, der letzten Endes ein Kampf zweier Weltanschauungen ist. Die neutrale schweizerische Gelehrtenwelt gab beiden recht. In der Tat, darf das Formelle nicht vernachlässigt werden. Eine Etymologie, die lautlich nicht stimmt, ist keine Etymologie. Aber das Neue, Befruchtende, Anreizende liegt auf der sachlichen Seite.

Der Begriff Philologie nähert sich wieder der Auffassung, die die klassischen Philologen eigentlich immer gehabt haben, dass die Sprache ein Stück Kultur sei. Wohl wissen wir welche ungeheure Belastung das Sachliche

mit sich bringt. Der Philologe steht auch nicht im Ruf, besonders praktisch zu sein. Er setzt sich im Gebiete der Realien den grössten Irrtümern aus. Das soll ihn nicht zurückschrecken. Wie der ungebildete Cicerone zu den Herrlichkeiten der Kunst führt, so leitet in der Wissenschaft der Irrtum zur Wahrheit.

Das Schlagwort Wörter und Sachen, oder, wie Schuchardt sagen möchte: Sachen und Wörter, da ja die Sachen zuerst dawaren, stammt aus Österreich. Dort war der Indogermanist Meringer mutig vorangegangen, mit einer Reihe von Studien, die er besonders in den Indogerm. Forschungen veröffentlichte. Mit Gleichgesinnten schuf er die Zeitschrift Wörter und Sachen, die 1909 zu erscheinen begann und die schon Hervorragendes geleistet hat. Wir Romanisten vermissen auf dem Titelblatt den Namen desjenigen, der unser Führer ist, Schuchardts. Ein unerquicklicher Prioritätsstreit, der sich zwischen ihm und Meringer über das Prinzip der Betonung des Sachlichen entspann, verwehrte ihm den Zutritt. Unbeteiligte werden auf Daten kein allzugrosses Gewicht legen. Sicher ist, dass die Wörter-und Sachenbewegung sich natürlich aus dem System beider grosser Gelehrter entwickelt. Die Worte, die Schuchardt über *cose e parole* am ersten ethnologischen Kongress Italiens, vom Jahre 1911, aussprach, würde Meringer durchaus unterschreiben können. Sie sind abgedruckt in der *Rassegna contemporanea*, 1911, und in stark veränderter Fassung in der Zeitschrift *Anthropos*, von 1912. Meringer hat seine Ansichten besonders im dritten Bande von Wörter und Sachen entwickelt. Beide gehorchten vielleicht unbewusst einem Zwang, den das Leben auf sie ausgeübt hat. Es ist wohl kein Zufall — beide leben in Graz — wenn gerade in Österreich, dem Lande der verschiedenartigsten Kulturen, wo der Reisende wie in einem Völkermuseum wandelt, diese kulturelle Forderung der Philologie zu einer Formel wurde. Meringer hat herausgefühlt, dass das deutsche *Wand* von *winden* kommt. In Bosnien hat er auch tatsächlich die geflochtene Wand noch vorgefunden. Als Gegenstück dazu hat Meyer-Lübke *bâtir* zu *Bast* gestellt.

Die Dialektwörterbücher der nächsten Zeit werden deutlich den Einfluss dieser Formel zeigen. Sie werden ein Kulturbild der betreffenden Landschaften entrollen. Dazu wird es absolut des Bildes bedürfen, das nicht ein frivoler, äusserer Schmuck, nicht eine Spekulation des Verlegers, sondern ein notwendiger, integrierender, zweckdienlicher Bestandteil sein wird. Besser als

alles wird es ein Zitat aus dem Aufsatz des Rumänen Tiktin über die Wörterbücher der Zukunft sagen: «Im kleinen Larousse steht neben der Definition der Spinne «animal à huit pattes et sans ailes» ein Bild, das eine Spinne inmitten ihres Netzes zeigt. Die Worte sagen nichts, das Bild alles». (*Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 1910).

Aber wie soll man sich die Bilder verschaffen? Das Einfachste wäre, wenn alle Kulturobjekte in unsern grossen Museen aufgestellt wären und man sie dort mit Musse studieren und abzeichnen könnte. Bei der grossen Bewunderung, die ich für unser Landesmuseum hege, darf ich wohl den Tadel aussprechen, dass man darin z. B. weder eine Heugabel noch einen Dreschflegel findet. Das Museum ist zusehr historisch und kunsthistorisch orientiert. Die Pflege des Schönen, des Kostbaren dominiert zu stark. Wie wäre es, wenn neben den Mordinstrumenten, mit denen man den Nächsten tötet, auch der Pflug vorhanden wäre, mit dem der Landmann seine friedliche Furche zieht? Das Material zu einer vollständigen Sennhütte soll bereit liegen. Ich bin überzeugt, dass, wenn sie einmal aufgestellt ist, sie bald zu den beliebtesten Räumen des Museums zählen wird. Der Kuhschellenklang ist der Schweiz ebenso eigentümlich wie das Haaruus der alten Haudegen. Im übrigen darf rühmend hervorgehoben werden, dass die Direktion auf eine solche Erweiterung bedacht ist, dass wir schon ein volkskundliches Museum in Basel besitzen und dass speziell für die Kultur der franz. Schweiz schon namhafte Ansätze in Sitten, Freiburg, La Sarraz vorhanden sind. Wie richtig sagt der Italiener Loria: «Perché andiamo tanto lontano a studiare gli usi e i costumi dei popoli, se ancora non conosciamo quelli dei nostri connazionali».

Die Sprache ist also nicht, wie eine alte Theorie behauptete, dem Menschen einmal als ein Geschenk Gottes in den Schoss gefallen. Wäre es nicht zu befürchten gewesen, wenn die Himmlischen dem Greyerzer Sennen seinen Dialekt geschaffen hätten, dass er ihm nicht gut genug gewesen wäre? Nein, die Sprache ist, wie die alte Berner Tracht, selber gesponnen und selber gemacht. Sie ist erlebt. Diesen Zusammenhang aufzudecken ist eine neue, schöne Aufgabe der Sprachwissenschaft geworden.

LOUIS GAUCHAT.

Zürich.